

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 40 (1964-1965)
Heft: 1

Artikel: Entwicklungs-Hilfe nach Mass : weitere Erlebnisse eines CFD-Teams auf Levkas
Autor: König, Judith
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074294>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Entwicklungs



Weitere Erlebnisse eines CFD-Teams auf Levkas

Von Judith König

Da waren wir nun seit zweieinhalb Monaten auf dieser griechischen Insel Levkas, die seit zweieinhalb Jahrtausenden weltberühmt ist wegen der Gedichte der Sappho. Wie ich in der August-Nummer des Schweizer Spiegel berichtete, ging es uns darum, diesen Menschen zu helfen, denen die Berühmtheit ihres Eilandes das Los bisher nicht erleichtert hat.

Wir waren unser vier, kann ich mit Kurt Guggenheim sagen – nur daß es sich um zwei junge Männer und zwei Mädchen handelte. Die Brüder Berger sind «chächi» Berner Landsleute mit blauen Augen. Hans, 26jährig, Absolvent einer deutschen landwirtschaftlichen Mittelschule, ist eher klein gewachsen und hat leicht gelocktes dunkel-

blondes Haar. Fritz, etwas jünger, Gärtner mit Spezialausbildung in Hühnerzucht, ist größer als die meisten Griechen. Seine Haare sind gerade nach vorne gekämmt. Beide sprachen anfangs Berndeutsch zu den Griechen, was diese oft sehr gut zu verstehen schienen. Elisabeth, eine fröhliche, blonde Säuglingsfürsorgerin aus Preußen. Sie war dann aus West-Berlin mit der «Aktion Sühnezeichen» nach Griechenland gekommen. Ich hatte dasselbe nach zwei Jahren Schuldienst im Kanton Bern getan.

Nun hatte Elisabeth bereits als Gemeindeschwester im Dorf Komolió manches helfen können. Hans und Fritz bauten unter anderem Toiletten, welche die Komilioten mit der Zeit sogar begeistert be-

Hilfe nach Mass

nützten. Ich versah den mündlichen und schriftlichen Verkehr mit den Behörden und gab in Komilió und Nikolí Handarbeitsunterricht.

Wir hatten kennen gelernt: einen widerwärtigen Präfekten – einen freundlichen bischöflichen Sekretär – den äußerst zuvorkommenden Chef der landwirtschaftlichen Beratungsstelle, Filippa – den jungen, tatkräftigen Bürgermeister von Nikolí, Theodor, und den Dorfältesten dieses früheren Schelmennestes, Barba Stelios, bei dem ich jeweils wohnte – Gemeinderat Jerassimos, der «Zigeuner», mit seiner Familie, die uns im größeren Dorf Agios Petros gastfreundlich aufgenommen hatten, ehe wir bei Barba Christos ein Logis gegen Entgelt fanden. Wir hatten noch mit vielen anderen von diesen überaus gastfreundlichen und meist zuvorkommenden und willigen Inselbewohnern Bekanntschaft gemacht.

Das ansteckende Beispiel

Für den Juli war der Einsatz eines kurzen internationalen CFD-Sommerlagers geplant, und man hatte uns aufgetragen, nach einem geeigneten Arbeitsprojekt zu suchen.

Als unser Team zum ersten Mal nach Nikolí gefahren war, hatten wir es gefunden: der einzige Zufahrtsweg war furchtbar eng, an gewissen Stellen kaum zu passieren! Ich sprach mit Theodor, dem jungen Bürgermeister. Er war begeistert. «Wo aber nehmen wir die Werkzeuge her?» fragte ich. Theodor fuhr sich ratlos durch das schwarze Haar.

Einige Tage später klopfte er in Agios Petros an meine Türe. Nachdem er das Gläschen Uso, den Anis-Schnaps, den ich ihm nach griechischer Sitte angeboten hatte, in einem Zug geleert hatte, sagte er freudig: «Ich habe nun Geld für die Werkzeuge und den Straßenbau. Die Präfektur hat uns 230 000 Drachmen (30 000 sFr.) zur Verfügung gestellt.» Unser Schreiben war unterdessen gestempelt von Bern eingetroffen. Zudem war schon wieder ein anderer Präfekt eingesetzt worden. Das hatte wohl zu dieser erfreulichen Entwicklung beigetragen.

Es war ein großes Ereignis für die Nikolesen, als die fünfzehn jungen Leute aus sechs verschiedenen Ländern in ihrem Dorf einzogen. Die Burschen wohnten im Schulhaus, die Mädchen in den Familien.

Die ersten Tage schauten die Griechen interessiert



Haus des Barba Christos in Agios Petros, Türe links zu meiner und Elisabeths Wohnung.

zu, wie die Gruppenmitglieder allein an den Wegrändern pickelten, und legten ab und zu Hand an. Als nach ein paar Tagen das versprochene Geld eintraf, begannen alle Männer der Gemeinde gegen den kleinen Taglohn von vier Franken mitzuarbeiten. Sie blieben dabei, als die CFD-Gruppe nach drei Wochen wieder abzog.

Das Pickeln und Schaufeln der Gruppe hatte den Stein ins Rollen gebracht. Einige Wochen später verbreiterte ein von der Präfektur herbeigeschaffter Buldozzer den Rest der Straße – und im folgenden Jahr wurde der Weg gekiest, so daß er nun auch für Lastwagen befahrbar ist.

Die Hexerei mit den Einmachgläsern

Mitte Juli reiften die Birnen und Tomaten. In Komilió gab es in diesem Jahr so viele Birnen, daß die Leute lange nicht alle verwerten konnten. Sterilisieren war ihnen unbekannt. Die Gläser aus Janina waren eingetroffen, und wir konnten mit unserem Experiment beginnen. Vorerst machte Elisabeth einige Birnen ein und gab den Leuten das Resultat zum Versuchen. Die meisten fanden es ausgezeichnet. Daß diese Früchte aber mit einer Beigabe von nur so wenig Zucker monatelang frisch bleiben sollten, wollten sie nicht recht glauben.

Georgitza, Elisabeths Nachbarin, war die erste, die den Versuch wagte. Elisabeth kochte mit ihr die ersten Birnengläser des Dorfes ein. Sie hielten. Wir mußten übrigens die Kunst mit den Mitteln vorführen, die hier zur Verfügung standen: ein offenes Feuer, Kupfertöpfe und ein bißchen Zucker. Die

Frauen des Dorfes sahen die vollen Einmachgläser, die Elisabeth aus Propaganda auf ihren Schrank gestellt hatte, sie hörten von Georgitzas erstem Versuch und wollten es auch probieren. Elisabeth ging von Haus zu Haus und machte die Kunst vor.

Die Gläser gaben wir zu billigen Preisen ab. Wir waren begeistert vom großen Interesse der Bevölkerung. Bald aber stellten wir fest, daß für viele die Gläser selber wichtiger waren als der Inhalt. Eines Tages holte sich Anastasa, die Frau des einzigen Ladenbesitzers von Komilió, Gläser, um sie mit Tomaten zu füllen. Als Elisabeth am Abend hinging, war Honig darin. Wir begannen nur noch den Leuten Gläser abzugeben, die bereit waren, sie uns nachher voll vorzuzeigen.

Ab und zu kam es dann noch vor, daß sie den Inhalt noch am gleichen Abend ausleerten und die Gläser trotzdem mit etwas anderem füllten. Am Ende der Saison durften wir aber eine große Anzahl Familien feststellen, die eine Menge Früchte und Tomaten eingekocht hatten.

Ein Misserfolg

Im Herbst wurden die Leute von Nikolí nicht müde, immer wieder Trauben anzuschleppen. Jede Bauernfamilie keltert mindestens hundert Liter ein. «Ihr habt im Winter den Ofen, wir haben den Wein», sagen die Leute. Er fehlt bei keiner Mahlzeit. Jeder ist hier ein Weinkenner, er kennt auch die gefährliche Macht dieses Getränks. Nie wird er trinken, ohne etwas dazu zu essen, ein Stück Schafkäse, eine Olive, ein Stückchen Brot. Nur Ausländer stürzen ein Glas nach dem anderen herunter, ohne durch einen Bissen die Wirkung des Alkohols einzudämmen. «Wir lassen uns nicht gern vom Wein regieren», pflegen die Bauern zu sagen.

«Für die Kinder wäre es aber viel besser, wenn sie Traubensaft tranken», dachten wir und kochten einige Flaschen ein. Als wir an einem Samstagabend die Komilioten zu einem Dorffest in Elisabeths Zimmer einluden – in griechischen Zimmern, und mögen sie noch so klein sein, haben gut fünfzig Personen Platz – boten wir von dem köstlichen Getränk an. Die Frauen und Männer nippten am Glas und sagten: «Es ist ausgezeichnet – aber ich kann nicht.» Wir tranken den Traubensaft selber, nur einige Kinder halfen uns dabei. Den Gästen mußten wir Uso anbieten, den wasserklaren Anisschnaps.

Billige Olivenbäume

«Das tägliche Brot», heißt eine kleine, rötliche Frühlingsblume mit langen sternförmigen Kelchblättern. «Warum nennt man sie so?» fragte ich. «Weil sie so schwer zu finden ist», war die Antwort.

«Wir Levkaser sind reich, furchtbar reich an Steinen – wenn es bei euch keine gibt, nehmt ein paar mit!» Ähnliches sagte man uns oft. Und doch ragten, als wir auf der Insel ankamen, wie durch ein Wunder Tausende von Halmen aus den grauen Steinterrassen hervor. Der Weizen eilt hier zielsicher auf die frühe Erntezeit im Juni zu, um nicht von der Sommerhitze versengt zu werden. Aber die Halme stehen weit auseinander, und groß ist die Mühe der Schnitterinnen, die Handvoll um Handvoll mit der Sichel abschneiden und sammeln.

Die Frauen tragen die Garben oft auf dem Kopf zum Dreschplatz. Vielfach steht da noch ein Bauer auf einem Schlitten und treibt die Pferde auf dem Steinboden in die Runde über die Frucht hinweg. Die etwas lärmigeren aber schnelleren Dreschmaschinen kommen aber auch hier mehr und mehr auf. Schon seit einiger Zeit werden die Terrassen reichlich gedüngt. «Ohne Dünger wurde der Weizen nur fußhoch», berichtete Jerassimos. «Wir mußten hinüber auf das Festland uns gegen den Zehnten der Ernte als Schnitter verdienen.»

Wir begannen die Leute anzuregen, die Sichel mit der Sense zu vertauschen, damit sie Arbeitszeit sparen können. Vor allem aber wollen wir ihnen helfen, anstelle von Weizen Frucht-, Mandel- und besonders Olivenbäume anzupflanzen, durch deren Ertrag sie Mehl kaufen können. Die Terrassen sollen das Bestmögliche hergeben, damit sie ihre Besitzer ernähren.

Neben Polizeichef, Regierungsstatthalter und Bischof nimmt auf Levkas die Olive eine wichtige Stellung ein. Sie verteilt Armut und Wohlstand unter die Bauern, und ihr Öl hält das Getriebe der Insel besser oder schlechter in Gang. Doch die Bäume der mächtigen Haine sind hoch, schwierig und gefährlich zum Ernten – und tragen nach altgriechischer Sitte nur jedes zweite Jahr Früchte.

«Pflanzt neue Bäume!» munterten wir die Bauern auf. Das Interesse war groß. Die Leute wußten, daß es ihnen dadurch später besser gehen würde. Sie würden die Bäume von Anfang an in Gewalt haben, sie würden sie regelmäßig schneiden, damit sie jedes Jahr Früchte trügen. Der griechische Staat und wir gaben



Verteilung der Olivenbäume

Geld, damit die Jungbäume zu einem erschwinglichen Preis erhältlich waren.

Im Oktober nahmen wir Bestellungen für Obst- und Olivenbäume auf. Der Bürgermeister von Nikolí fuhr mit Hans und Fritz auf das Festland, um dort in Baumschulen die Ladung einzukaufen, die sie mit einem Lastwagen herführten. Bei der Verteilung sah es aus wie an einem Viehmarkt. Ganze Scharen von Eseln standen beisammen, warteten auf die Last. Der Agronom und Fritz kontrollierten, der Bürgermeister und ich zogen das Geld ein, vier Drachmen (sechzig

Rappen) pro Stück. Die meisten bezahlten, nur dann und wann flüsterte jemand Theodor ins Ohr: «Ich gebe es dir später.»

Ein altes, zahnloses Weiblein lachte: «Bürgermeister, für jeden unbezahlten Baum erhältst du bei der nächsten Wahl eine Stimme!» Der Bürgermeister bezahlte uns das fehlende Geld aus der eigenen Tasche, das Dorf sollte uns nichts schuldig bleiben.

In einem Jahr wurden in der Gemeinde Nikolí über 1000 Bäumchen gepflanzt, ein werdender Reichtum. Es hat noch so viel Platz für Bäume!

Armut

Eines Tages wurde ich beim Polizeioffizier von Agios Petros vorgeladen. Er händigte mir unsere Aufenthaltsbewilligungen aus und erkundigte sich nach dem Fortschritt unserer Arbeit. «Seid ihr schon in Manassi gewesen?» fragte er. «Es ist dort eine furchtbar arme Familie. Die Kinder schlafen nur auf Stroh. Könnt ihr vielleicht helfen?»

Natürlich sagte ich nicht sofort zu. Wir wollten unser Geld einsetzen, um Wachsendes aufzubauen. Sollten wir uns überhaupt in Sozialhilfen einlassen?

F R E D D Y B O L L E R

Erscheint im Laufe
des Oktobers

Die Hölle der Krokodile

SCHWEIZER

SPIEGEL

VERLAG

ZÜRICH

Erlebnisse und Erfahrungen von Jagden im Kongo

Reihe «Schweizer auf Abenteuer» Band I. Das wahnsinnig spannende Buch lehrt uns viel über das Leben und die Gefährlichkeit der Krokodile sowie einiges über die Neger im Kongo.

216 Seiten, 16 Photos, kart., Fr. 14.60

Vielleicht war zudem diese Familie mit dem Polizisten verwandt. Und wenn wir nur diese unterstützten, würden dann nicht andere in ebensolchen Verhältnissen sich benachteiligt fühlen?

Ich erkundigte mich beim Bürgermeister, beim Dorfpopen und schließlich bei der Fürsorge. Die Auskünfte waren übereinstimmend. Der Familienvater, ein Nichtsnutz von kaum dreißig Jahren, hatte eine um vieles ältere Frau geheiratet und deren ganze Aussteuer verspielt. Nun besaß er nichts mehr, dafür aber drei Kinder. Ja, Stamata, die Frau, hatte vor einem Jahr sogar versucht, die Zwillinge an einen Zigeuner zu verschachern, weil sie Angst hatte, keine Mittel zu deren Lebenserhaltung zu finden. Von der Polizei in Levkas, welche die Frau einvernommen hatte, war darauf eine MilchbüchSENSammlung organisiert worden. Nun waren die Büchsen längst leer. Die Fürsorge konnte der Familie nur einen kleinen Beitrag aushändigen, der nicht genügte.

Die Wohnung der Familie sah katastrophal aus. In einem Raum von etwa zwei auf einen Meter standen zwei Betten und die Feuerstelle, ein eiserner Dreifuß auf einer Steinplatte. Neben dieser qualmigen Feuerstelle lag die Holzwiege der beiden Klein-

sten. Die Frau hatte soeben zum zweiten Mal Zwillinge bekommen! Hier mußten wir helfen. Um jedoch im Dorf nicht als Geldgeber bekannt zu werden, gewannen wir die Fürsorge als Vermittlerin. In ihrem Namen überwies der Bürgermeister dem kleinen Laden jeweils das Geld für eine abgemessene Portion Lebensmittel, welche die Familie nun jeden Monat beziehen konnte. Und Elisabeth ging regelmäßig eine Stunde zu Fuß nach Manassi, um die Säuglinge zu betreuen. Später nahmen wir uns auch noch anderer Familien an. Sicher, mit dem gleichen Geld hätten wir den Ankauf von mehr Bäumen finanzieren können und so mehr für eine bessere Zukunft gesorgt. Darf man aber ausschließlich auf die Zukunft schauen und alle dringende Not übersehen?

Sawas' letzter Tag

Der Bericht aus Athen, daß er in zwei Tagen fahren müsse, ist ganz plötzlich gekommen. Der 25jährige Sawas, ältester Sohn eines Bauern, der ebenfalls Jerassimos heißt, und Bruder meiner Freundin Ev-tichia aus Nikolí, hat sich vor einem Jahr entschlos-

J A K O B S T E T T L E R

Brosi Bell und der Höhlenschatz

*Erlebnisse und Abenteuer am Gotthard. Für Jugendliche von 12 Jahren an
Mit 23 Illustrationen von Heinz Stieger. Fr. 14.60*

Der Kirchenbote des Kantons Zürich schreibt:
«Ein prächtiges Bubenbuch (ab 11 Jahren) ...»

Die Schweizerische Lehrerzeitung schreibt:
«Man spürt, wie sehr Jakob Stettler die Berge und ihre Schönheit liebt, und darf sicher annehmen, daß sich seine Begeisterung auch auf die jugendlichen Leser übertragen wird.»

Die Schweizerische katholische Arbeitsgemeinschaft für das Jugendschriftenwesen schreibt:

«Der wechselvolle, oft dramatische Kampf um das Drusennest und um das Recht begeistert vor allem durch die saubere, edle Haltung und durch die urchige, sympathische Sprache. Auch ist das Geschehen als solches menschlich zutiefst ansprechend und sehr spannend. Sehr empfohlen.»

S C H W E I Z E R S P I E G E L V E R L A G

sen, nach Australien auszuwandern. Ein dort ansässiger Onkel bezahlt ihm die Fahrt.

«Komm bitte morgen abend zu uns!» bittet er mich.

Jerassimos ist eben erst von seinen Feldern, die anderthalb Stunden unterhalb des Dorfes liegen, zurückgekommen. Er geht noch gebeugter als sonst, den ganzen Tag über hat er die schwere Vitriolspritze auf dem Rücken getragen. Nun sitzt er am Tisch und schweigt, den Kopf in die Hände gestützt. Sein Gesicht gleicht ganz dem seines ältesten Sohnes, nur daß sich das Lächeln um Mund und Augen schon in vielen Runzeln festgesetzt hat. Auch die dunklen Augen sind die von Sawas, nur die lockigen Haare sind grau geworden.

Erst nach langem Sinnen hebt der Vater zu sprechen an. «Weißt du, was es heißt, für immer lebend getrennt zu sein?» fragt er mich. «Ich Sorge mich um mein Kind. Ich glaube nicht, daß Sawas glücklich wird. Heute fahren so viele Schiffe mit Griechen nach Australien. Ist es da möglich, daß all diese Männer eine gute Arbeitsstelle finden?»

«Sawas ist gescheiter und tüchtiger als viele andere. Wenn er auch im Anfang eine schlecht bezahlte Arbeit finden sollte, kann er bald die Sprache erlernen und sich hocharbeiten. Vielleicht kommt er auch einmal nach Hause zurück, wenn er genug gespart hat.» So versuche ich, den Vater optimistischer zu stimmen.

«Er hat recht, daß er geht!» sagt Vetter Miltiadis, dessen achtjähriger Bub den Kopf auf den Tisch gelegt hat und schläft. «Soviel du hier auch arbeitest, am Ende des Jahres hast du doch nichts.» Miltiadis, der Ärmste des Dorfes, wuchs als Waisenkind mit sieben Geschwistern auf und mußte sich schon als kleiner Bub mit Ziegenhüten das Leben verdienen. «Siehst du, der einzige von uns sieben, dem es einigermaßen gut geht, arbeitet in Deutschland. Er schreibt mir, für sein Alter sei jetzt schon gesorgt – und wir?»

Du arbeitest von früh bis spät, Sommer und Winter, und bringst es nach vielen Jahren höchstens zu 80 000 Drachmen, die du dazu brauchst, deine drei Mädchen zu verheiraten. Hast du gehört, Annas Mann, der gestern aus Deutschland zurückgekehrt ist, hat nach neun Monaten 30 000 Drachmen heimgebracht.»

«Er sieht aber furchtbar bleich und abgemagert aus», wendet Jerassimos ein.

«Das Wasser ist schuld», meldet sich nun Miltiadis' Frau, «in Deutschland werden alle davon magenkrank.»

«Ich glaube, die Fremde ist für jeden etwas Schreckliches», meint nun Theodora. Miltiadis' Schwester trägt ihre Tracht noch hochgeschlossen, ein Zeichen, daß sie unverheiratet ist. Die Brüder hatten kein Geld für eine Aussteuer. «Ich glaube nicht, daß jemand im Ausland glücklich wird», schließt sie, «denn ganz tief in seinem Innern wird er doch stets um seine Heimat trauern. Ich möchte nicht von hier weg!»

«Die Menschen sind verschieden wie die Finger an meiner Hand. Einer ist für die Fremde gemacht, der andere nicht. Sawas wird sich durchschlagen.»

Damit beendet Miltiadis das Gespräch über die Auswanderung, denn nun treffen auch die anderen Gäste ein, der Schulkommissionspräsident Kostas, seine Frau und andere Verwandte und Bekannte. Es ist schon zehn Uhr. Aus der Ferne ruft die Kirchenglocke zur Gründonnerstagsmesse. Heute werden wohl nur wenige die Kirche besuchen. Die meisten Dorfleute sitzen da.

Das Essen besteht aus Kartoffeln und Tintenfisch, dazu gibt es gebratene Krebschen. Diese Gerichte sind nicht nur für die Gäste etwas Neues, sondern auch für die Köchin. Doch es ist Fastenzeit, und deshalb nicht erlaubt, zum Abschiedsmahl Fleisch oder Fisch aufzustellen.

Die Leute essen, scherzen und plaudern über alltägliche Begebenheiten. Nur dann und wann, wenn jemand zum erstenmal sein Weinglas an die Lippen hebt, heißt es: «Gesundheit, Sawas, gute Reise, und Gott mit dir!»

Die Eltern nehmen nicht am Schlußessen teil. Sie sitzen mit den beiden jüngeren Söhnen unten in der rauchigen Küche am offenen Feuer. Ihre gedämpften Stimmen dringen ab und zu durch den Fußboden. Die zehnjährigen Zwillinge Lopi und Christine schlafen wohl schon auf ihrer harten Holzpritsche. Ob sie ihren Bruder je wiedersehen werden? Sawas ist der klügste und tüchtigste der drei Söhne, bald wird ihm auch seine Schwester Evtichia nach Australien folgen, vielleicht noch vor Ablauf eines Jahres.

Die Mutter hat einmal an einem Winterabend lange mit mir über die Zukunft ihrer Kinder gesprochen: «Sawas und Evtichia glauben, daß sie es anderswo besser haben werden als hier. Ich lasse sie

ziehen. Seit meiner Jugend habe ich nichts anderes gekannt als harte Arbeit, nun bin ich fünfzig Jahre alt. Ich weiß, wie das Leben hier ist. Bei dir zuhause können alle einen Beruf lernen, auch die Mädchen. Wie es hier ist, weißt du. Evtichias Onkel in Australien hat ihr einen Mann gefunden, einen Arbeiter. Er ist nicht reich, doch sie wird ein glücklicheres Leben haben als hier die Frauen in den Dörfern.»

Gegen Mitternacht räumt Evtichia die Teller zusammen, Karfreitag ist angebrochen. Sie erheben sich alle auf einmal. «Gute Reise – und auf Wiedersehen», sagen sie. Ich bleibe zurück.

Evtichia bügelt mit dem Kohleneisen das Reisekleid ihres Bruders. Um zwei Uhr früh ist sie fertig und schlüpft zu mir ins breite Bett. «Sleep well!» ruft Sawas, er war mein Englischschüler.

Drei Stunden später schrillt der Wecker. Es ist noch Nacht. Bemessenen Schritts, in aufrechter Haltung trägt Evtichia den schweren Überseekoffer auf dem Kopf die steinige Dorfstraße empor zum kleinen Autobus. Bald wird sie den eigenen Koffer tragen.

Zum ersten- und letztenmal küßt Sawas seine Freunde und Verwandten auf die Wangen. Dann setzt er sich neben den Fahrer und schaut nur noch nach vorn.

Sawas wollte nicht weg, er wäre in seinem Land geblieben, wenn er Arbeit gefunden hätte. Viele, Tausende wären geblieben, wenn sie gut bezahlte Arbeit gefunden hätten.

Das Bild der Schweiz

Im November regnete es in Mengen. Nach dem Beispiel der Inselbewohner begannen wir mit großen, schwarzen Regenschirmen durch die Gegend zu marschieren. Im Haus des Christos tropfte es auf das Schreibpapier, wenn der Wind vom Meer her gegen die Scheiben peitschte. Am gemütlichsten war es, bei den Griechen am offenen Feuer zu sitzen, Mandeln zu knacken, Wein zu trinken und zu erzählen. Am meisten interessierte es sie, von der Schweiz zu hören. «In eurem Königreich gibt es Schnee, Kühe, Uhren, Schokolade und reiche Banken.» Das wissen sie alle, das steht im Schulbuch.

Sie wissen noch ganz andere Dinge, die im Schulbuch stehen: «Wenn auch die Schweizer nicht die gleiche Herkunft haben und drei Sprachen sprechen,

sind es doch liebe, fleißige und kulturelle Leute. Es leben keine schlechten Menschen in der Schweiz. Wenn einer strauchelt, richten ihn seine Landsleute wieder auf und führen ihn auf den rechten Weg zurück. Die meisten Gefängnisse haben die meiste Zeit keine Gefangenen!»

«Ist das wirklich wahr?» fragten uns die Griechen und waren nach unserer Antwort sichtlich erleichtert. «Es ist eigentlich schon so», meinten sie dann, «es gibt überall gute und schlechte Menschen.» Die Schweiz blieb aber trotzdem in ihren Augen das schönste und beste Land der Welt.

Wir hatten uns entschlossen, alle zusammen auf Weihnachten nach Hause zu fahren. «Wir freuen uns mit euch, daß ihr eure Eltern wiedersehen werdet», sagten die Griechen. Am Tage vor unserer Abfahrt war im Team-Haus ein ständiges Kommen und Gehen. Maria brachte eine große Schachtel kleiner Kuchen, die sie aus Olivenöl, Weißmehl und Zucker extra für uns gebacken hatte. Irini schenkte uns zwei nette, gestickte Decken. Auf unserem Tisch sammelten sich Säcke mit Mandeln und Korinthen. Von überall her kamen Leute mit Flaschen voll roten und weißen Weins.

«Ihr dürft nicht nach Hause fahren, ohne euren Eltern etwas von uns mitzubringen», bestimmten die Geber. Schweren Herzens mußten wir uns entschließen, einen Teil der Geschenke in Agios Petros zurückzulassen. Der letzte Besucher war der Bürgermeister von Nikolí. Es dunkelte bereits, als er an die Türe klopfte. Er war eine Stunde zu Fuß gelaufen, um uns eine riesige Korbflasche mit Wein und einen Kanister Olivenöl mit auf die Reise zu geben. Der Wein mußte mit. Vorne neben dem Motor fand er Platz.

Am anderen Morgen fuhren wir. «Schöne Weihnachten – und kommt wieder!» riefen unsere vielen Freunde. Wir winkten zurück. «Auf bald!» – denn noch so vieles blieb zu tun.

Das Vorweihnachts-Buch



L I S W E I L

Bitzli und der böse Wolf

*Ein lebenswürdiges Bilderbuch
mit 40 mehrfarbigen Zeichnungen
Halbleinen Fr. 12.80*

Bitzli, der kleine Hund mit den Lampiohren, kommt mit Anneli und Andri aus dem Bergtal ins Unterland, in die große Stadt. In vorbildlicher Pflichterfüllung beschützt er hier die beiden Kinder und teilt mit ihnen ihren Alltag. Bald fühlt er sich in den Gassen der Altstadt, wo Anneli und Andri wohnen, heimisch. In seiner grenzenlosen Phantasie aber wittert er hinter all den verborgenen Winkeln und Ecken eine Gefahr: Könnte sich hier nicht der Wolf verbergen, von dem er in den Bergen erzählen gehört hat?

S C H W E I Z E R S P I E G E L V E R L A G Z Ü R I C H 1

PETER MEYER

EUROPÄISCHE KUNST- GESCHICHTE

In zwei einzeln käuflichen, in sich abgeschlossenen Bänden

**Die begeisterte Aufnahme dieses Standard-Werkes
von europäischer Bedeutung erlaubte schon nach
drei Jahren einen unveränderten Neudruck**

*Band I / Vom Altertum bis zum Ausgang
des Mittelalters / 420 Seiten / 384 Abbildungen
auf Kunstdrucktafeln und 183 Zeichnungen
im Text / Ganzleinen Fr. 42.—. 5.-6.
Tausend.*

*Band II / Von der Renaissance bis zur Ge-
genwart / 436 Seiten / 395 Abbildungen auf
Kunstdrucktafeln und 116 Zeichnungen im
Text / Ganzleinen Fr. 44.—. 5.-6. Tausend.*

Zwei Pressestimmen

*Man braucht kein besonderer Hellseher zu sein,
um zu erkennen, daß diese Kunstgeschichte eine
der stärksten geisteswissenschaftlichen Leistungen
darstellt, welche die Schweiz in diesen Ta-
gen aufzuweisen hat.*

Hans Naef, «Neue Schweizer Rundschau»

*In der Tat, man hat seit Jahren nichts Aufre-
genderes, aber auch nichts Anregenderes über
europäische Kunst im Überblick gelesen als
diese doppelbändige Geschichte, die in ihrer
Originalität und ihrer Unmittelbarkeit dem
Leser keinen Augenblick des Erlahmens und
der Ruhe läßt.*

«Weltwoche»